



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

L., O.: Aus den schwarzen Bergen. 2

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Aus den schwarzen Bergen

2



Auf der Hauptstraße von Cetinje ist alle Tage Corso. Gruppen hochgewachsener, breitschultriger Männer mit mächtigen kohlschwarzen Schnurrbärten stehn umher, würdigen, stolz wie Hidalgos, den Fremden kaum eines neugierigen Blicks und lösen, gemessen diskutierend, die Rätsel dieser Welt. Alle tragen sie ihr kleidsames Nationalkostüm, sodaß der Wechsel der Umgebung acht Stunden nach dem Verlassen des eleganten Lloydampfers ebenso befremdend wirkt, wie etwa die erste Landung in Hongkongs City of Victoria mit ihrer nach Hunderttausenden zählenden Chinesenbevölkerung oder in Japans Yokohama mit der zierlichen, in buntseidne Gewänder gekleideten, immer freundlich-lächelnden und sich unter Seufzern verbeugenden Eingebornenbevölkerung, die den Federn der Globetrotter schon manchen Dithyrambus entlockt hat.

Das Hauptkleid des Montenegriners ist ein weißer Mantel, der an der Brust offen ist und die rote mit Goldborten eingefasste Weste sehen läßt. Um diese ist eine seidne bunte Schärpe geschlungen, und darunter steckt in einer rotledernen Tasche ein oftmals schön verzierter Revolver. Die weiten blauen Pumpshosen werden unterhalb des Knies von weißen Filzbedeckungen abgelöst, die hinten über der Wade durch Hunderte von Haken zusammengehalten werden; die Füße stecken in den bei allen Südslawen üblichen Opantas, die aus Tierhaut gefertigt, mit dichter Riemenverschnürung befestigt werden und dem Fuße auf glattem Felsen den besten Halt gewähren sollen. Auf dem Kopfe thront ein kleines Cerevis, das schwarze Einfassung und einen roten Deckel mit den Zeichen H. I. (Nikolaus I.) trägt.

Wer den Essay on the principles of population von Malthus gelesen hat, der kann aus dem Straßenbilde Cetinjes allein eine Diagnose stellen. Dieser klarköpfige, unerbittliche Gegner von „Niemandland,“ dessen Trugbild immer mehr und mehr den schwachbenervten Zeitgenossen in die Glieder zu fahren scheint, hat den berühmten Satz aufgestellt, daß die Bevölkerungszahl eines Landes abhängig sei von dem Ertrage des Bodens, auf dem sie lebe, daß sie beständig wachse, wenn sich die Produktion steigere, und daß sie aus natürlichen Gründen weit schneller wachsen könne als der Ertrag des Bodens;

wenn dieses aber geschähe, so sorge die Natur schon durch Pest, Elend, Kriege und Hungersnot dafür, daß die überflüssigen Wesen im Kampfe ums Dasein zu Grunde gingen. Gott Amor, der da schon glaubte, die wichtige Annäherung der Geschlechter ganz allein zu stande zu bringen, mußte sich so durch Malthus beweisen lassen, daß nicht seine Pfeile, sondern sinkende Kornpreise zahlreiche Ehen zu stande brächten, und daß die Menschheit, wenn es ihr gut geht, schon von selbst durch entsprechende Vermehrung dafür sorge, daß es ihr nicht zu gut gehe. Wer ernährt nun Cetinjes wackre Kämpen, die Sonn- und Alltags sich dem „Kef“ hingeben, den ihre türkischen Nachbarn im Platanenkaffeehäuschen beim Mürmeln der Duella und dem Gurgeln der Margilehpfeife so gern pflegen, diesem dolce far niente, das weit intensiver ist als die Stammtischlangeweile eines kleinstädtischen Honoratioventisches, und das Viktor Schefffel so klassisch beschrieben hat:

Still liegen und einsam sich sonnen
Ist auch eine tapfere Kunst?

Die häusliche Arbeit wird nach dem übereinstimmenden Urteile aller Beobachter von dem weiblichen Geschlechte besorgt, das verglichen mit den montenegrinischen Männern eine wahre Pygmäengestalt zeigt und nur in seiner frühesten Jugend „das schöne“ genannt zu werden verdient, da es infolge der schweren Pflichten und Arbeitsleistungen bald altert und verkümmert. Aber wie bringen es die zweitausend Menschen, die das Cetinjsko Polje, das Cetinjer Feld bewohnen, zu stande, die für ihre Erhaltung notwendigen Lebensmittel zu produzieren? Kein Bächlein benetzt diese von öden Felsblöcken bedeckte und eingerahmte Thalmulde, in Gruben und Cisternen spart man das kostbare Regen- und Schneewasser auf, um mit seiner Hilfe kümmerliche Ernten von Kartoffeln, Hafer, Kraut, Lauch und Mais zu erzielen. Von Cetinje nach Grahowo durchreitet der Wanderer einen Weg von zehn Stunden, ohne eine Hufe bebauten Ackerlandes zu bemerken. Die österreichische Regierung, die früher für 200000 Gulden den schönen montenegrinischen Tabak kaufte, hat ihre Aufträge eingestellt, da die Bauern ihre Anweisung über das Sammeln der Blätter nicht befolgt haben. Die Exportation von Schafen, Fellen und Häuten war ohne Profit. Der Ertrag des Perückenbaumes (*Rhus Cotinus*), dessen Blätter eines der wichtigsten Materialien zum Gerben und Schwarzfärben, den Sumach, liefern, und dessen flockige, wie rötlich geballte Nebel aussehende Knäuel man in den felsigen Partien des Landes häufig bemerkt, ist durch einen Ausfuhrzoll illusorisch gemacht. Die Ausfuhr von *Pyrethrum roseum*, dessen Blüte getrocknet und gepulvert zur Herstellung des Insektenpulvers benutzt wird, geht stark zurück. Seidenkokons gehen immer spärlicher ins Ausland. Die Ernten der letzten Jahre waren schlecht. Die Zetaebne, die Kornkammer Montenegros, und die Tschermniza, wo schwarze Trauben und fastige Melonen, Feigen, Mandeln, Granatäpfel und Nußbäume

gedeihen, liegen weit entfernt, und die Tauschmittel zum Ankauf und Transport, die eine industrielle Bevölkerung aufzubringen vermöchte, fehlen dem fast schornsteinlosen Cetinje fast gänzlich. Wer ernährt dann also diese überzählige und noch dazu arbeits scheue Bevölkerung, wenn nicht Malthus, dessen Lehre die Nationalökonomie als ein *κρημα ἐς ἀελ* ihrer Wissenschaft ansieht, des Irrtums geziehen werden soll?

Es ist leicht zu erraten, daß günstige politische Verhältnisse hier die Rolle des Ernährers übernommen haben. Schon seit Jahrhunderten hatte die Diplomatie Venedigs, Frankreichs und Österreichs in dem streitbaren Bergvolke an der türkischen Grenze einen wertvollen Sporn in der Flanke des ottomanischen Reichs erkannt und diesen sorgfältig vergoldet. Weniger in türkenfeindlichem als in eigenem Interesse zahlt Österreich heute 30000 Gulden jährlich zur Herstellung von Chausseen, und die Regierung wartet gewöhnlich ein Hungerjahr ab, den Straßenbau auszuführen. Besonders aber hat Rußland seit der Regierung seines großen Peters die innigsten, nur selten unterbrochnen Beziehungen mit Montenegro unterhalten; die Kasernen wie die Schulen Cetinjes sind mit russischem Gelde erbaut, Gewehre wie Korn sind Geschenke der Alleinherrscher des Winterpalastes an ihren „einzigen Freund,“ und auch das bekannte geprägte Manna, das, von slawischer Diplomatenklugheit so meisterhaft gehandhabt, wie die mit Gold beladenen Esel des Macedoniens Philipp, die feindlichen Mauern von Kabul und Herat, von Lahore und Peking, von Stambul und Teheran übersteigt, regnet oft herunter auf die Freunde und Glaubensgenossen in der Tschernagora, die nicht säen und nicht ernten, die aber der göttliche Cäsar dort oben in den Newanebeln dennoch ernährt.

Auch das kleine Cetinjer Hospital, in der nordöstlichen Ecke des Städtchens, in das uns Neugierde und Beruf bald führten, dankt den nordischen Freunden seine Entstehung. Sein dirigierender Arzt, ein aus österreichischen Militärdiensten übergetretener Serbe, war öfters unser Gast im Hotel, und seine Unterhaltungsgabe, von Belesenheit und guter Schulbildung unterstützt, verkürzte uns manche Abendstunde in dem weltabgeschiednen Städtchen. Großserbe, der er war, sah er natürlich als Servia irredenta alle die weiten Strecken der illyrischen Halbinsel an, in denen die serbische Zunge erklingt, also außer dem eigentlichen Serbien und Montenegro noch Syrmien, Raścien, das Banat, Slavonien, Kroatien, Istrien, Dalmatien, Bosnien, die Herzegowina und einen Teil Macedoniens, Länder, denen nur ein neuer Nemanjide wie Stephan Duschau zu erstehn brauchte, um sie ihren unrechtmäßigen Besitzern zu entreißen; auf das kleine Montenegro aber, sein Adoptivvaterland, das sich nie einem feindlichen Eroberer gebeugt hat, sah er in südslawischem Patriotismus wie auf das Piemont der Balkanhalbinsel, um das sich die serbische Einheit dermaleinst herumkrystallisieren müsse.

*

*

*

An dem Gasttische des Hotels zu Cetinje stiegen wieder einmal nach beendigtem Essen die bläulichen Rauchwolken des montenegrinischen Tabaks in die Höhe; der Kellner, ein martialisch aussehender Sohn des Landes, die Pistole im Gürtel, ging eifrig herum und füllte die Gläser mit schwarzrotem Tschermnizaer Wein, sowie die kleinern mit wasserklarem Raki (Pflaumenbranntwein), als der Doktor des Hospitals zu Cetinje, unser Gast, also zu sprechen anhub: „Sie fragen, was jenes Bild dort an der Wand, der finster dahinreitende gewappnete Ritter inmitten der Hab und Gut schleppenden Bauern und der klagenden Frauen mit den Kindern auf den Armen bedeute. Es stellt eine traurige Episode unsrer, der serbischen Geschichte dar. Das große Serbenreich, von Stephan Duschan einst begründet, das vom Adriatischen, Ionischen und Ägäischen Meere bespült wurde, ist soeben am 15. Juni 1389 in der Schlacht auf dem Amselfelde vernichtet worden; die Geschichte Serbiens, kaum begonnen, verstummt auf vier Jahrhunderte. Nur von jenen Auswandrerern, den Uskokn, erzählt sie uns noch, unabhängigen Männern, die sich in ein trauriges und unwegsames Land, auf diese wilden montenegrinischen Berge, auf ihren Ararat vor der heranstürmenden Sündflut von Islam und Knechtschaft retteten:

Was entkam dem Nacheschwert der Türken,
 Was nicht abschwur unsern heiligen Glauben,
 Was nicht Sklavenketten tragen wollte,
 Das sucht Zuflucht hier in diesen Bergen,
 Wo wir sterben wollen und verbluten,
 Wo des Helbengeistes Schatz wir hüten,
 Heiligen Namen und die heilige Freiheit.

„Hier herrschte Balsa, ein Schwiegersohn jenes Zars Lazar, der gegen die Türken Reich und Leben in der Schlacht auf dem Amselfelde eingebüßt hatte. Das Land hieß damals Zeta und war größer, als es heute ist, zu ihm gehörten die fruchtbaren Länder am Skutarisee, wo man die vertriebenen Stammesgenossen freundlich aufnahm. Doch siebenzig Jahre später hatten die Türken den ganzen Südosten Europas überschwemmt. Tapfer kämpfend war am Thore des heiligen Romanus, dem Westthore Stambuls, Konstantin XI., der letzte der Paläologen gefallen, und auf dem Hippodrom sah der ägyptische Monolith Theodosius II., der einst Zeuge der Parteikämpfe des Zirkus und der Niedermeglung von dreißigtausend Grünen durch Belisars Schwert gewesen war, den asiatischen Feind in Sieges- und Glaubenshochmut wüten und die wenigen Kunstwerke des Altertums, die die Barbarei lateinischer Christen einst übrig gelassen hatten, in den Staub sinken. Die Mosaiken auf Goldgrund in der Hagia Sophia, die eben jene Christen schon vorher geplündert hatten, wurden übertüncht und machten Koransprüche Platz; auf der Hauptkuppel sank das Kreuz vor einem riesigen bronzenen Halbmond, das Kreuzifix wurde vom Altar

Grenzböten II 1899

herabgerissen, mit einer Sanitscharenmütze bedeckt und unter Spott und Hohn durch die Straßen getragen. Auf der Schwelle der Hofburg am Bosporus, auf der sitzend einst die »im Purpur geborne« Anna Komnena den Vorträgen griechischer Philosophen lauschte, wurden türkische Krummfäbel gewetzt, die Kavalleriepferde der Eroberer wurden in Donau- und Dnjeprwasser getränkt, ihre Roßschweife spiegelten sich in Euphrat und Save.

„Die unterworfenen Völkerschaften hatten nur die Wahl zwischen Knechtschaft, Tod und Koran, und viele, wie die Kretenser, die bosnischen Begs, die bulgarischen Pomaken, die albanischen Arnauten wählten das Buch des Propheten. Mohamed II., der Eroberer Konstantinopels, erschien eines Tags vor Skutari, das damals zu Zeta gehörte, beschloß die Stadt mit ungeheuern Steinkugeln und bedrohte Zabljak, die Residenz unsers großen Nationalhelden Zwan Tschernojewitsch, der damals über das geflüchtete Volk herrschte. Zwan sah wohl ein, daß die Freiheit seiner Mannen nur auf den Bergen gegen eine solche Übermacht zu verteidigen sei; er berief die Krieger und erklärte ihnen die Notwendigkeit, in die wüsten schwarzen Berge dort im Norden zu flüchten. Auf ihr zustimmendes Geschrei nahm er ihnen das Gelübde ab, daß kein Bewohner jener schützenden Berge im Kampfe gegen die Türken je das Feld ohne den Befehl seines Führers verlassen dürfte, daß aber jemand, der dieses dennoch thäte, in Weiberkleider gesteckt werden und einen Spinnrocken in die Hand bekommen sollte, und daß die Weiber mit ihren Spindeln den Verräter hinwegprügeln sollten aus dem heiligen Bergeslande der Freiheit. Dann zündeten sie Zabljak mit eigener Hand an. So verließen die Uskoken zum zweitenmale ihre Wohnsitze und zogen in die nahegelegnen Berge, wo im Jahre 1484 von Zwan ein Kloster an der Stelle des heutigen Cetinje errichtet wurde.

„Der Schwur wurde gehalten — über vierhundert Jahre haben wir unsre Freiheit gegen jedermann aufrecht erhalten. Manchmal zwar wankten unsre Reihen vor den kuppernen Streitkolben kriegsgewohnter Osmanen, und oft hat auch böser Verrat im eignen Volke uns bedroht. Als der große Zwan starb, folgte ihm sein Sohn Georg, den sein Weib, eine üppige Venetianerin, der das schwarze Maisbrot der schwarzen Berge weniger behagte als Liebesgeflüster und Maskenscherz der leichten Dogenstadt, überredete, mit ihr nach Venedig zurückzukehren. Schlimmres noch widerfuhr dem Lande, als Georgs jüngster Bruder Stephan mit einer Verräterbande nach Konstantinopel ging und dem verhaßten Padiſchah Bajazet II. anbot, ihm sein Vaterland durch Verrat in die Hände zu spielen. Der schlaue Kalif verlangte zunächst als Garantie für die Aufrichtigkeit des Bewerbers die hier im Orient beliebte Religionsprobe. Er fragte ihn, ob er den Glauben an des Propheten Religion annehmen wolle. Als dies bejaht wurde, gab man dem Renegaten eine ottomanische Kriegsmacht, aber Georg, der ältere Bruder, inzwischen in die Heimat zurückgekehrt, schlug ihn in die Flucht.

„Als Georg endlich für immer dem Klosterstige im Kesselthale zu Cetinje Lebenswohl sagte, vermachte er dem Metropolitzen German die wenig beneidenswerte Herrschaft. 336 Jahre wurde dann das Land theokratisch regiert, von seinen kirchlichen Obern, dem Wladika (Erzbischof), der als echter Vertreter der ecclesia militans Schwert und Krummstab immer gleich gut zu führen wußte. Wie Moses und Josua, wie Barak und der Sohn Isais lehrten sie die Religion, präsidirten sie im Rat und fochten sie in der Schlacht. Die besten Krieger im Streite aber stammten aus der Familie der Njegusch, die 1687 zur Regierung kam, und deren Nachkommen noch heute das Land regieren. . . .

„Sie wissen, fuhr der Doktor nach einer Pause fort, wie trennend bei uns im Orient die Religion wirkt. Nicht die Nationalität wie bei Ihnen, sondern der Glaube bindet und trennt die Menschen hier auf dem Balkan. Ich bin im Zweifel, ob das Wort Ihres großen Königs, einen jeden nach seiner Façon selig werden zu lassen, für den Westen richtig ist, für uns ist es jedenfalls falsch. Die christlichen Montenegriener hatten einst in einer edeln Gefühlsaufwallung die mohammedanischen Renegaten unter Stephan, von denen ich Ihnen sprach, bei sich aufgenommen, und diese religiöse Minderheit sah sich zu einer politischen Haltung veranlaßt, wie sie die mittlere und neue Geschichte nur zu oft berichtet. Wie die Protestanten Deutschlands, noch unterdrückt, mit Türken und Franzosen konspirierten, wie die Hugenotten Frankreichs von deutschen protestantischen Fürsten Hilfstruppen warben, wie die Katholiken Schottlands die französische Soldateska in das eigne Vaterland riefen und die Mauren Spaniens dem glaubensverwandten Großherrn im Serail ihre Aufwartung machten, so ließen es sich auch die mohammedanischen Nachkommen Stephans beikommen, illoyale Beziehungen mit der Pforte zu unterhalten. So kam unser Land zu seiner Bartholomäusnacht.

„Über Montenegro herrschte damals der erste aus der Makkabäerfamilie der Njegusch, Danilo I. Petrowitsch. Er war bei der Einweihung einer Kirche im türkischen Grenzgebiete, trotz der Zusicherung freien Geleits, vom Pascha gefangen genommen, beschimpft, eingekerkert und nur gegen hohes Lösegeld entlassen worden. Es war am Weihnachtsabend des Jahres 1702. Hell loderten in ganz Montenegro die Weihnachtsheite auf, die in Form eines Kreuzes gelegt und nach Vätersitte mit weißem Weizen bestreut und rotem Weine begossen waren. Überall erscholl die Gusla im Lande, und von des Sängers Feier erklang der Ruhm des serbischen Nationalhelden Milosch Obilitsch, wie der schlechte Wuf Brankowitsch ihn am Vorabend der Schlacht beim Kaiser Lazar verleumdete, daß er mit den Türken im Bunde stünde, wie dann der gekränkte Held zur Herstellung seiner Ehre in das türkische Lager geschlichen und den Sultan Murad in seinem Zelte erstochen hätte, von den Wachen aber nach vollbrachter That in Stücke gehauen wäre, und wie dann gerade sein

Gegner Wuk Brankowitsch zum Feinde übergegangen sei und so die Schlacht auf dem Amsfeldel verloren wurde . . . der alte Türkenhaß flammte wieder auf. Hatte man nicht den Feind im eignen Lande, Brüder desselben Blutes, aber fremden Glaubens, die es mit Türken und Steuerpächtern hielten? Vor der Madonna an der Sknostase der Klosterkirche zu Cetinje standen mit ge-weihten Kerzen in der Hand die fünf Brüder Martinowitsch. Sie hatten in Gegenwart der heiligen Jungfrau ihren Schwur, die Feinde zu vernichten, erneuert. Dann stürmten sie hinaus in die Finsternis. Wo ein Türke zu finden war, da erschienen die fünf Rächer, und wer von den Ungläubigen nicht auf den Koran spie und das Kreuz annahm, wurde getötet. »Wer nicht mit Wasser, der wurde mit Blut getauft«, singt der serbische Dichter. Die montenegrinische Vesper endete mit der Ausrottung aller Moslems.“ —

Hier hielt der Doktor wieder inne, und bevor er nach dem Tschermnizaer griff, der seine Rede so wunderbar beflügelte, fragte er: „Und wissen Sie, wer dieser serbische Dichter ist? Kommen Sie mit mir an das Fenster. Sehen Sie dort den hohen Berg, der sich in Sargdeckelform so klar von der Mondnacht abzeichnet? Es ist unser heiliger Lowtschen, zu dem wir verehrend aufschauen, wie der Kaukasier zu seinem Kasbek und der Japaner zu seinem Fuji. Dort oben auf der Höhe liegt in einsamer Kapelle der serbische Dichter begraben, von dem ich eben gesprochen habe, es ist kein Geringerer als Petar II. Petro-witsch Njegusch,*) unser Wladika, einer der Vorgänger des heutigen Fürsten.

„Ja, klein mag dieses Felsenland sein, so schloß der Doktor, aber die Größe menschlichen Charakters und menschlicher Handlungen hängt nicht von der Größe der Bühne ab, auf der sie vor sich gehn. Wenn Sie auf der Akropolis von Athen stehn, so mögen Sie viele winzige Staaten des alten Hellas mit einem Blicke überschauen, und doch blühte auf diesem kleinen Stückchen Erde eine für alle Zeiten maßgebende Kultur. Von der Zeit Bajazets des Wetterstrahls, der Keule des Propheten, bis zum dummen Abdul Aziz und zum verrückten Murad V. haben sich die Tschernagorzen, wie Hellas freiheitsliebende Scharen gegen die Asiaten, der Knechtschaft und des Koran der feldschukischen Eindringlinge zu erwehren vermocht, statt des verlangten Rharadsch**) dem türkischen Pascha die billigern Steine, statt der verlangten schönen Mädchen ebenso viele Schweineschwänze, seinen Turban zu schmücken, geschickt; und wenn sie selbst kamen, zu nehmen, was man verweigert, dann erscholl von Bergeshöhen der Kriegsruf, Felsen und Kugeln sausten herab auf die besetzten Häupter, und mit blutigen Köpfen und ohne Rharadsch und Mädchen wurden sie wieder heimgesandt. Venedig und Polen, wie die tapfern

*) Petar Petrowitsch Njegusch, Der Bergkranz (die Befreiung Montenegros), übersetzt von Dr. J. Kirste. Wien, 1886.

**) Der Tribut, den die nichtmohammedanischen Unterthanen der Pforte, die Rajahs, zu zahlen haben.

Glaubensstreiter der Inseln Rhodos und Malta, die einstmals das Bollwerk Europas gegen Asien, des Christentums gegen Islam, der Kultur gegen Barbarei bildeten, sind verschwunden, noch aber steht und sicht die Tschernagora! Ein Zivio der Tschernagora, meine Herren!"

Zivio! Zivio! Die Gläser klangen zusammen, nicht ohne daß mancher von uns ein inneres Lächeln verspürte, das der gute Ton zu unterdrücken gebot. Der Reisende, der nicht seine Augen mit Willen schließt, um seinen zivilisierten Heimatsgenossen eine Lehre in der Form der Taciteischen Germania predigen zu können, kann es ja mit Händen greifen, daß er bei Halbbarbaren weilt. Das Tragen von Waffen, eine Sitte, der sich jeder Montenegriner, Schulmeister und Postbeamte einbegriffen, unterwirft, ist das erste und ein auffälliges Zeichen niederer Kultur, was schon Thucydides bemerkt. *) Die Spaltung in verschiedene Clans, hier Plemenas genannt, ist bei Gebirgsbewohnern leicht verständlich, aber die noch heute in einigen Teilen von Montenegro herrschende und durch kein Gesetz zu unterdrückende Pflicht der Blutrache, der sogar der Vorgänger des jetzigen Fürsten — er wurde in Cattaro von einem Unterthanen erschossen — zum Opfer fiel, ist nur auf niedrer Kulturstufe zu finden. Die Verachtung der Arbeit und des Handels, der in diesem Lande fast ausschließlich in den Händen katholischer Albanesen liegt, ist ein weitverbreiteter Grundsatz des frühern Mittelalters und jedes rohen Volkes, denn *pigrum et iners videtur, sudore acquirere, quod possis sanguine parare.* **)

Die montenegrinische Kriegführung am Anfange des Jahrhunderts lebt noch heute im Andenken der Ragusaner und Bocchesen fort; dem französischen General Delgorgues wurde der Kopf abgeschnitten, seine Mörder paradierten noch lange in seiner goldstrotzenden Uniform umher. Gajet, der Generaladjutant Marmonts, der verwundet in ihre Hände fiel, erlitt dasselbe Schicksal, und mit den abgehauenen Köpfen der bei Castelnovo gefallenen Franzosen wurden Schenßlichkeiten begangen, wie sie die Vorfahren der Gefallnen einst an Schädeln deutscher Kaiser zu Speyer verübt hatten. Bei Grahovo 1858 waren der abgehauenen Köpfe zu viele, und man begnügte sich Ohren und Nasen triumphierend heimzuführen. Österreichische Offiziere, die 1869 im Kriege in den Bocche befehligten, erzählen, wie ihre einsam auf Wachtposten

*) Thucydides, Bell. Peloponnesia c. hist. lib. I, cap. 6: „In den damaligen (frühern) Zeiten führte nämlich in ganz Griechenland ein jeder Waffen bei sich, weil ihre Wohnungen durch keine Mauern gesichert waren und keiner sicher zum andern gehn durfte, daher Waffen wie bei den Barbaren immer getragen wurden. . . Unter jenen waren die Athener die ersten, die die Waffen ablegten und mit Verlassung dieser rauhen Lebensart geschmeidigere und üppigere Sitten annahmen.“ S. auch Tacitus, Germania, cap. 13: „Nichts, weder von öffentlichen noch Privatgeschäften, verrichten sie ohne Waffen. . . Das ist ihre Toga, ihr erster Jugendschmuck.“

**) Tacitus, Germania, cap. 14. Auch was Tacitus in vorhergehenden Satze von den alten Germanen sagt, paßt trefflich auf die modernen Tschernagorzen: *nec arare terram, aut expectare annum, tam facile persuaseris, quam vocare hostes et vulnera mereri.*

stehenden Soldaten überfallen, entkleidet und unglaublich verstümmelt wieder zu ihrer Truppe zurückgeschickt wurden. Noch im letzten Kriege wurden gefangenen Türken Nasen, Ohren und Lippen abgeschnitten.

Wenn auf der andern Seite die persönliche Tapferkeit der Montenegreiner wohl außer Frage steht, so ist ihre vermeintliche Unbesiegbarkeit eine schöne Fabel, die Dichter wie Tennyson zu schönen Versen, ähnlich den Müllerschen Griechenliedern, begeistern kann, die aber historisch nicht zu erhärten ist. Zweimal hatten die Türken sogar Cetinje erobert und niedergebrannt, und nur dem unfruchtbaren Lande, das einer Armee, selbst wenn sie im Guerillakriege gesiegt haben sollte, keinerlei Substanzmittel bietet, sowie dem Einspruch Europas verdanken die Bergesöhne ihre Freiheit. Der Kampf der Drusen gegen Kreuzfahrer, arabische Kalifen, türkische Sultane im Libanon, der der Kabylen des Atlas gegen die Franzosen, der der Afridis gegen die Engländer in den Raiber- und Kohatpässen beweisen die Schwierigkeit der Invasion eines Berglandes, und wenn sich die Russen nach jahrzehntelanger Mühe Tscherkessen, Tschetschenen und Dssegier im Kaukasus unterworfen haben, so verdanken sie den Erfolg sowohl der Tapferkeit der roten Kosakenlanze, als den Segesten unter den Gebirgsvölkern, die das rote Gold der Fremdlinge bestach. Im übrigen scheint unsre erbarmungslos fortschreitende Technik selbst der Unabhängigkeit freier Berge den Garaus machen zu wollen. Heute fürchtet die Tschernagora nicht so sehr die Türkei, als Osterreich. Wenn Herr Gladstone*) prophezeite, daß kein österreicher Adler je seinen Horst hier oben bauen würde, hat er vielleicht nicht gebührend der Maximgeschütze und Nordenfolt-Mitrailleusen gedacht. Die serbischen Dichter berichten, daß der Königssohn Marko, des homerischen Kampfes zwischen Mann und Mann gewohnt, beim Anblick der ersten Feuerrohre, die selbst ein schwaches Weib auf einen Helden abdrücken könne, unwillig sein braves Schwert in die Scheide gesteckt und sich zurückgezogen habe von Kampf und Versammlung, um einsam auf den Bergen zu sterben. Sollte durch die moderne Kugelspritze mit 1200 Schüssen in der Minute die halbverschollne Mär noch einmal zur Wahrheit werden?

Doch wurde dem patriotischen Gaste gegenüber keinerlei Meinungsverschiedenheit laut. In erhöhter Stimmung und dankbar für die lebhafteste Erzählung machten wir vielmehr, seinem Vorschlage folgend, noch einen kleinen nächtlichen Spaziergang durch Cetinje, der Dichtern von Romanzen und Balladen und solchen, die wie der Knabe in der Fabel das Gruseln lernen wollen, hiermit empfohlen sei. Es ging an einer Kirche vorbei, deren umschließendes Gitter gänzlich aus türkischen Bajonetten hergestellt ist, auf einen Felsenvorsprung im Süden des Thalkessels von Cetinje zu, den der alte sich

*) The Nineteenth Century Vol. I, p. 360—379. S. Tennysons feuriges Gedicht auf Montenegro S. 358.

scharf vom Sternenhimmel abzeichnende Wachturm, die sogenannte Kula krönt. Hier ist die passende Szenerie für eine Uhlandsche Ballade. Hier wird sich des Dichters Phantasie die grinsenden Türkenköpfe hinzubern, die noch zu Gbels, Stieglitzens und Wilkinsons Zeiten von den siegreich heimkehrenden Bergesöhnen als Trophäen aufgesteckt wurden — der bleiche Mond bescheint die verzerren Büge der Opfer — Fledermäuse schwirren — in der Ferne krächzt der Rabe, und das Poetenohr wird auch die Seufzer verlassener Haremsschönen, die einsam auf schwellenden Ottomanen trauern, vernehmen; denn auch hohe Würdenträger der Pforte waren vor dem fürchterlichen Satagan der Feinde nicht sicher. Hier hing denn auch das Haupt des Kara Mustapha, des Paschas von Skutari, den des Landes größter Wladika, Peter I., einst im Engpasse von Krussa in dreitägiger Schlacht besiegt, gefangen genommen und getötet hatte.

Dicht unter dem schaurigen Wachturm, gerade vor uns, steht die anspruchslose Klosterkirche, dort schläft der stolze Sieger, den spätere Zeiten kanonisiert haben, und bei dessen Gebeinen die Nachkommen noch heute schwören. Wenn dann die helle Klosterglocke die zwölfte Stunde verkündet, dann verläßt der heilige Petar Petrowitsch die Holzkiste, in der er liegt, und er wie die Pascha von Albanien führen — sich über die gegenseitige Ungläubigkeit tolerant hinwegsetzend — einen Gespenstertanz auf, und im Kreise herum stehen krummbeinige Türkenstelette, die ihren abgehauenen Schädel unter dem Arme tragen und mit ihren Knochen ein unheimlich-klapperndes Beifallsgeräusch vollführen. Dies alles sieht man wirklich — vor dem Kloster um die zwölfte Stunde — nicht nur, wenn man Poet ist, sondern auch, wenn man der Slibowize viele im Hotel zu Cetinje auf das Wohl der Tschernagora getrunken hat.

O. S.



Vom litterarischen Jung-Elfaß



U Schutz und Trutz des staatlichen, gesellschaftlichen und sozialen Lebens sind wohl politische und polizeiliche Maßregeln nötig und am Platze; aber eine innerliche Förderung der Kultur muß von anderer Seite kommen. In erster Linie sind die Schule und die Erziehung überhaupt, dann aber das gesamte Geistesleben, und darin die nicht zu unterschätzenden künstlerischen Bestrebungen solche starken innern Kräfte, besonders bei der Wiederangliederung eines Ländchens an eine größere nationale Kultur. Man kann freilich diese Vorgänge von